

Aus dem Inhalt:

Die persönliche Zuwendung

AUF DER WARTE

Toleranz statt Prozeß

Fortschritt für Deutschland?

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Die persönliche Zuwendung

Brigitte Hoffmann

»Ich aber bin unter euch wie ein Diener«

In Kapitel 22, Vers 24-27 des Lukasevangeliums wird berichtet, daß ein Streit unter den Jüngern Jesu darüber entstand, wer unter ihnen der Größte sei. Eine solche Auseinandersetzung ist fast unvermeidlich in einer kleinen Gruppe, die täglich mit einem angebeteten Meister zusammen ist – jeder möchte derjenige sein, der dem Meister am nächsten ist.

Jesus weist solche Spekulationen oder Fragen immer zurück, am schärfsten wohl in einer Antwort an Petrus (Joh. 21), als dieser nach einer vermeintlichen Bevorzugung des Jüngers Johannes fragt: »Was geht das dich an? Folge du mir nach!« Anders ausgedrückt: Kümmere dich nicht darum, ob andere mehr Anerkennung ernten, kümmere dich darum, daß du deinen Auftrag erfüllst, den ich dir gegeben habe.

In dem angeführten Text nimmt Jesus diesen Streit zum Anlaß, um etwas anderes, sehr Wichtiges deutlich zu machen: die Umkehrung der Maßstäbe. In der Welt zählt die Macht, und wer die Macht hat, ist auch angesehen, er wird Wohltäter genannt – man kann ergänzen: gleichgültig, ob er das verdient oder nicht. »Ihr aber nicht so.« Bei seinen Jüngern, denen, die ihm nachfolgen wollen, soll »der Größte sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie ein Diener.«

Das kann zunächst heißen: unter ihnen soll es kein Machtstreben und keine Rangunterschiede geben. Es bedeutet aber mehr: der Vornehmste soll sein wie ein Diener – der wirkliche, vor Gott gültige Rang kommt dem zu, der den anderen dient. Unterstrichen und herausgehoben wird das durch den Satz »Ich aber bin unter euch wie ein Diener.« Aber was heißt das?

Im Johannesevangelium wird dieselbe Szene geschildert und bildhaft ergänzt: Jesus nimmt eine Schürze und ein Becken mit Wasser, wäscht seinen Jüngern die Füße und trocknet sie mit der Schürze ab. Und am Schluß sagt er: »Wie ich euch getan habe, sollt ihr euch untereinander tun.« Nach den bisherigen Maßstäben, den Maßstäben der Welt, ist eindeutig der, der am Tisch sitzt, der Größte – den Gästen die Füße zu waschen, war die Aufgabe der Sklaven. Nun aber tut das Jesus, eindeutig der Größte im Kreis der Jünger. Damit ist der Sinn unmittelbar einleuchtend: Dienen ist seliger als Sich-dienen-Lassen. auch der niedrigste Dienst erniedrigt nicht, sondern erhöht den, der ihn leistet, wenn er ihn als einen Akt der Liebe auffaßt.

Aber – auch wenn das blasphemisch klingt –: Jesu Fußwaschung an den Jüngern war lediglich eine *Geste*. Denn Jesus war im normalen Leben *nicht* der Diener seiner Jünger. Er war ihr Meister, der ihnen Aufträge gab und sie zurechtwies. Das fällt uns, wenn wir die biblischen Berichte lesen, gar nicht auf, weil es so selbstverständlich erscheint: er war der Meister, der seine Botschaft lebte und verkündete, und sie waren die Lernenden, die auf seine Worte und Anweisungen warteten und

jede davon gern und gläubig ausführten. Es konnte nicht anders sein.

Was heißt dann aber »Ich bin unter euch wie ein Diener«? Dienen ist etwas sehr Persönliches: man tut etwas für den andern, weil man ihm helfen, oder auch, weil man ihm Liebe und Achtung zeigen will. Und das war für Jesus ganz wichtig. Er sah seinen Auftrag in der Verkündigung des Reiches Gottes. Aber Verkündigen hieß für ihn nicht nur, davon zu reden, sondern das, was er verkündigte, zu leben. Und was er tat, war genau dies: er heilte die Kranken, er aß mit den Zöllnern und Sündern, um auch ihnen Liebe zu erweisen, ohne nach Rang und Würde zu fragen – er war unter den Menschen als ein Dienender.

Was bedeutet das für uns? Wir leben in einer Gesellschaft, in der das Wort »dienen« eigentlich nicht vorkommt, außer – bezeichnenderweise – als »Dienst« an einer Sache, aber von persönlichem Dienen reden wir nicht. Das heißt nicht, daß es das nicht mehr gibt. Ich denke, die meisten von uns tun im privaten Bereich, und manche auch darüber hinaus, genau das, was Jesus unter »dienen« verstand: helfen von Mensch zu Mensch, durch Handeln und Zuwendung.

Aber vieles von dem, was früher als christlicher Liebesdienst geleistet wurde, von geistlichen Orden oder weltlichen Bruderschaften, in der Familie und in der Nachbarschaft, ist heute professionalisiert und staatlich geregelt, heißt »Dienstleistung« und wird nach Stunden abgerechnet und bezahlt, von der Krankenpflege bis zur Sozialhilfe.

Das ist einerseits gut. Es bedeutet, daß zumindest die dringendste Hilfe allen zusteht, daß die Hilfe in den meisten Fällen effektiver ist, daß diejenigen, die sie leisten, nicht mehr wie früher oft – z.B. die Dienstboten – ausgebeutet werden können. Aber es bedeutet auch, daß alle diese Dienstleistungen unpersönlicher geworden sind und daß wir uns, zumindest teilweise, aus unserer Verantwortung entlassen fühlen. Ich denke, das ist ein Grund, warum viele, die aus anderen Kulturen zu uns kommen, unsere Gesellschaft als kalt empfinden.

Wir können diese Entwicklung nicht rückgängig machen. Wir wollen und sollen es auch nicht; sie ist unbestreitbar ein Fortschritt gegenüber früher, wo die persönliche Hilfe viele eben nicht erreichte. Aber wir sollten uns bewußt bleiben, daß das Bedürfnis nach persönlicher Hilfe geblieben ist und daß es an uns liegt, dieses gut funktionierende, aber oft kalte System menschlicher zu machen, indem wir unsere Bereitschaft zum Dienen einbringen.

Ich möchte als ein Beispiel noch das nennen, was unser Sozialkreis in der Gemeinde tut: diejenigen, die nicht mehr oder nur begrenzt am Leben draußen teilnehmen können, besuchen, ihnen zuhören, Besorgungen für sie erledigen. In ihm zeigt sich persönliches Dienen. Es gibt eben viele Möglichkeiten, dieses großartige Wort umzusetzen: »Ich bin unter euch als ein Diener.« Übrigens: unser Sozialkreis sucht weitere Mitarbeiter – wer fühlt sich angesprochen?

(aus einer Predigt in der Tempelgemeinde Stuttgart am 10. September 1995)

Toleranz statt Prozeß

Brigitte Hoffmann

Keine Kruzifixe mehr in den Schulen – eine neue Christenverfolgung?

Der Tatbestand: Nach der bayrischen Schulordnung müssen in allen Grund- und Hauptschulen des Landes Kruzifixe in den Klassenzimmern hängen. Ein anthroposophischer Vater fand es unerträglich, daß seine drei Kinder vier Jahre lang vier Stunden täglich mit einem Kruzifix konfrontiert werden sollten, und erhob Einspruch, bei der Schule, bei der Schulbehörde, dann beim Bayrischen Staatsgerichtshof. Als auch dort die Entscheidung gegen ihn ausfiel, klagte er beim Bundesverfassungsgericht wegen Verstoßes gegen die Religionsfreiheit.

Der Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts entschied im August mit fünf zu drei Stimmen: »Die Anbringung von Kruzifixen überschreitet die Grenze religiös-weltanschaulicher Ausrichtung der Schule«. In einfacherer Sprache: auch wenn, wie nach den meisten Länderverfassungen, die Schule als »christliche Gemeinschaftsschule« verstanden wird und nach christlichen Grundsätzen erziehen soll, dürfen in dieser Schule, die ja auch für nichtchristliche Kinder obligatorisch ist, keine Kruzifixe aufgehängt werden.

Die Folgen:

allgemeine Empörung in Bayern, zumindest nach Aussagen der CSU-Spitze – ganz so allgemein scheint die Empörung laut Umfragen nicht zu sein;

die bayrische Landesregierung erklärt das Urteil öffentlich für falsch, was zwar nicht gegen das Gesetz, aber gegen die bisher geübten ungeschriebenen politischen Regeln verstößt;

sie erklärt, sich nicht daran halten zu wollen, was rechtlich nicht möglich ist: Urteile des BVerfG sind unanfechtbares Recht für die ganze Republik;

der Vizepräsident des Ersten Senats des BVerfG, Prof. Hensel, erklärt, das Urteil sei mißverständlich formuliert, verfassungswidrig sei nicht das Aufhängen der Kruzifixe in jedem Einzelfall, sondern die bayrische Verordnung, die das Aufhängen zur Pflicht macht – was zwar die bessere Lösung ist, aber dem Wortlaut des Urteils widerspricht;

Teile der SPD und Grünen fordern eine Änderung des Berufungsverfahrens für die Richter des BVerfG.

Ein Sturm im Wasserglas? Oder, wie aus Bayern zu hören war, ein Angriff auf die Grundlagen des christlichen Abendlandes? Was die tatsächliche Bedeutung des Streitfalles angeht, wohl eher ein Sturm im Wasserglas. Ich bin überzeugt, daß die Mehrheit auch der bayrischen Kinder gar nicht registriert, ob in ihren Klassenzimmern ein Kruzifix hängt oder nicht. Und inzwischen zeichnet sich auch

eine pragmatische Lösung ab. Nach dem BVG hat auch die bayrische Regierung einen halben Rückzieher gemacht: sie hat angekündigt, daß die umstrittene Verordnung durch ein Gesetz ersetzt werden soll, nach dem zwar wie bisher Kruzifixe in den Klassenzimmern die Regel sein sollen, aber Ausnahmen von dieser Regel möglich sind. Das entspricht – trotz der gegensätzlichen Formulierung – im Kern der Interpretation, die Prof. Henschel dem BVG-Urteil gegeben hat.

Zum Vergleich der Stand der Dinge in Baden-Württemberg: bei uns gibt es in der Regel keine Kruzifixe in den Schulen, es dürfen aber, unter Zustimmung aller Betroffenen, welche aufgehängt werden. Und meiner Kenntnis nach hat sich darüber noch niemand beschwert.

Wenn es so einfache Lösungen gibt, warum dann die ganze Aufregung? Wohl weil der Streit an einige neuralgische Punkte rührt. Es geht nicht, wie manchmal gesagt wurde, um das Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Wir haben zwar in Deutschland keine strikte Trennung zwischen beiden – der Staat zieht die Kirchensteuer ein, Religion ist offizielles Lehrfach an den Schulen (wenn auch mit unterschiedlichem Stellenwert in den einzelnen Ländern), Religionslehrer werden vom Staat in Übereinstimmung mit den jeweiligen Kirchen angestellt und anderes mehr. Aber dieses Neben- und Miteinander wird seit einem halben Jahrhundert von beiden Partnern praktiziert und akzeptiert, umstritten sind allenfalls Regelungen im einzelnen. Und die umstrittene bayrische Verordnung entsprach zwar dem Interesse der Kirche, war aber vom Staat erlassen. In den USA, wo die strikte Trennung von Kirche und Staat in der Verfassung festgeschrieben ist, wurde ein ganz ähnlicher Streit, der um das weithin übliche Schulgebet, noch viel erbitterter geführt.

Das zeigt, daß es dort wie hier um eine andere Frage geht: darum, ob der Staat weltanschaulich-religiös neutral sein soll oder nicht. Diese Frage ist verhältnismäßig neu. Für Christoph Hoffmann, der vehement für die Trennung von Kirche und Staat eintrat, war es trotzdem selbstverständlich, daß der Staat christlich sein und es immer mehr werden sollte: seine eigenen Handlungen an den christlichen Grundsätzen ausrichten und das – wahre – Christentum fördern. Das war Teil von Hoffmanns Vision vom Reich Gottes.

Noch zur Zeit der Gründung der Bundesrepublik war das keine Frage, zumindest keine offene. Die Präambel des Grundgesetzes beginnt: »Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen ...«. Christentum wird – sicher bewußt – nicht ausdrücklich genannt, aber unausgesprochen war klar, daß der christliche Gott gemeint war. In der baden-württembergischen Verfassung heißt es: »Die Jugend ist in der Ehrfurcht vor Gott, im Geiste der christlichen Nächstenliebe zu erziehen« (Art. 12). Auch das ist kein eindeutiges Bekenntnis zu einem christlichen Staat, aber dasselbe wie im Grundgesetz damit gemeint.

Inzwischen ist die Säkularisierung weiter fortgeschritten. Wir stellen uns den Staat eher als religiös neutral vor, umso mehr, als heute, im Gegensatz zu damals, zu seinen Bürgern auch eine beträchtliche Zahl von Nichtchristen gehören. Aber ebenso selbstverständlich scheint uns, daß in diesem Staat christliche

Grundsätze – Nächstenliebe, Achtung vor dem andern, Hilfe für die Schwachen – zumindest angestrebt, daß die Kinder dazu erzogen werden sollen. Und dabei stellt sich durchaus die Frage, wie verbindlich diese Werte noch sein können, wenn man sie, z.B. in der Schule, losgelöst von ihrer religiösen Rückbindung, zu vermitteln sucht; und ob nicht, besonders bei kleineren Kindern, einige Symbole und Rituale, wie z.B. ein Schulgebet, dabei nützlich sind.

Ob Kruzifixe in Klassenzimmern, insbesondere verordnete Kruzifixe, dabei nützlich sind, wage ich zu bezweifeln. Allerdings müssen wir Templer dabei berücksichtigen: Für uns ist das Kruzifix nicht das Symbol unseres Glaubens, weil für uns nicht Jesu Tod, sondern sein Leben und seine Lehre der Kern des Christentums sind. Für die meisten Christen aber ist das Kruzifix das entscheidende Symbol.

Nun garantiert das Grundgesetz die Religionsfreiheit. Dazu gehört nicht nur, daß jeder seine Religion frei ausüben und deshalb nicht benachteiligt werden darf, sondern auch die sogenannte negative Religionsfreiheit: niemand darf zu einer religiösen Handlung gezwungen werden. Darauf beruft sich der klagende Vater: er sieht durch das Kruzifix, durch »die Konfrontation mit einem sterbenden Körper« seine Kinder einer religiösen Beeinflussung ausgesetzt, die seinen Erziehungsgrundsätzen widerspricht. Diese Empfindung kann ich, bis zu einem gewissen Grad, nachvollziehen – die darauf fußende Klage aber nicht.

Das rührt an den letzten Punkt, der bei dem Streit mitschwingt: die Toleranz, mit der wir miteinander umgehen. Auch wenn das Grundgesetz die Rechte religiöser Minderheiten schützt, – ist es angebracht, wegen einer so geringen Beeinträchtigung einen Streit vom Zaun zu brechen, der die Gefühle der Mehrheit verletzt? Aber diese Art von Toleranz – der Verzicht auf ein Recht, das einem vielleicht zu steht – läßt sich nicht einklagen.

Ich denke, die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, in der nachträglichen Interpretation, war richtig. Die Anbringung von religiösen Symbolen in staatlichen Schulen sollte vom Staat weder befohlen noch verboten, sondern von den Betroffenen im Einzelfall geregelt werden. Das setzt aber den guten Willen, eben die Toleranz, aller Beteiligten voraus. Wenn zum Beispiel in einer Klasse zwei Elternpaare vehement dagegen sind, alle andern zwar dafür, aber ohne dem besonderes Gewicht beizulegen, dann sollte auch die Mehrheit einmal nachgeben können. Sieht auch die Mehrheit in der Sache ein Herzensanliegen, dann sollte die Minderheit zur Toleranz fähig sein. Wenn diese Toleranz nicht aufgebracht wird, führt die neue Regelung nur zu neuen Prozessen.

Fortschritt für Deutschland?

»...und ick saje ihn'n, Frau Dossmann, an Adolphen war ooch wat jutet dran!« Die diesen Satz 1946 (!) sagte, war unsere Putzfrau, Frau Giehler, in Berlin. Der diesen Satz im Treppenhaus mithörte, war ein Zwölfjähriger, der noch in den letzten zwei Kriegsjahren seinen tiefbraunen Schliiff in einer Nationalpolitischen Erzie-

hungsanstalt (NAPOLA) erhalten hatte. Der Bub war ich. Meine innere Empörung war groß: Wie konnte jemand es wagen, an Hitler überhaupt etwas Schlechtes zu finden?

Dieser damals aufgeschnappte Satz ging mir immer wieder im Kopf herum, während ich den Vortrag meines Vaters, Alfred Weller, las (Sonderbeilage der »Warte« 2/95). Es kann nicht an den aufrichtigen Bemühungen meines Vaters gezweifelt werden, nach Ursachen beziehungsweise Motiven zu forschen, die seine eigene Haltung und die vieler Templer zum Nationalsozialismus bestimmten. Dank an Brigitte Hoffmann, die diesen Vortrag durchgearbeitet hat und zusammen mit ihrem eigenen Kommentar sowie den Ergänzungen zur Diskussion stellt.

Doch zurück zum Eingangssatz. Warum, so fragte ich mich, habe ich diese Äußerung von Frau G. nicht vergessen, und warum wurde sie beim Lesen der Beilage wiederbelebt? Drei Aspekte sind mir eingefallen:

1. Zunächst mein Erlebnis: Der in dem Satz verborgene, indirekte Vorwurf an unseren »Führer« war die erste Kritik, die ich je über das untergegangene tausendjährige Reich zu hören bekommen hatte – knapp ein Jahr nach dem Zusammenbruch!

2. Der zweite Aspekt betrifft die »Weltfremdheit« der Templer. Eine solche hat mein Vater als Mitursache für das blauäugige braune Schwärmen mancher Kolonisten herausgehoben. Das kann ich nur eingeschränkt nachvollziehen. Nur insofern, als geschlossene Gruppen von Aussiedlern generell zu einer Verklärung der Verhältnisse in ihrem Mutterland neigen, was aus verschiedenen Gründen gut verständlich ist. Aber spielte diese Tendenz dem Vaterland gegenüber in unseren Kolonien wirklich eine *ausschlaggebende* Rolle? Ich bezweifle das.

Als Beispiel für meinen Zweifel soll mir die Erinnerung an unsere Frau Giehler dienen, die ich als Stellvertreterin für andere mir bekannte »Deutschländer« neben unsere Kolonisten stellen will. Sie handelte christlich wie die Templer, die in der Sonderbeilage, Seite 13, 5. Absatz, erwähnt sind. Und sie konnte an Adolf Hitler »was Gutes« finden – wie jene auch.

Da Frau G. zum Vergleich dient, sei ihre Erscheinung kurz skizziert: Eine Frau um die Vierzig, klein, stämmig auf dicken krummen Beinen. Geöltes Mundwerk. Im Nebenberuf Nachrichtenbörse unserer Siedlung, ansonsten zupackend und fleißig. Eine Frau mit Haaren auf den Zähnen und Gold im Herzen. Resolut und hilfsbereit, kurz: ein Berliner Urvieh, dem Konkreten zugetan, dem abstrakten Denken abhold. Eine Realistin. Sie hat, wie sich nach dem Krieg herausstellte, im Rahmen ihrer evangelischen Gemeinde einer Jüdin geholfen, die letzten Jahre des braunen Terrors in wechselnden Verstecken zu überleben. Und trotzdem war ihr nach dem Zusammenbruch Adolf Hitler der eingangs zitierte Satz wert!

In dieser Widersprüchlichkeit sehe ich die Parallele zum Verhalten mancher Templer. Worauf es mir hier aber ganz besonders ankommt, ist: die Frau war von Geburt an im Reich aufgewachsen!! Wie andere Reichsdeutsche, die ähnlich zwiespältig aus dem Chaos hervorgegangen sind.

Sieht man, wie ich, *einanderseits* bei Frau G. eine der grundtypischen Verhaltensweisen christlich orientierter Menschen im Dritten Reich – wobei daran zu erinnern ist,

— daß weit mehr als die Hälfte der Reichsdeutschen den Versprechungen der Nazis ebenfalls aufgesessen sind,

andererseits,

— daß nicht wenige Kolonisten das Reich in den 20er und 30er Jahren kennengelernt haben,

— daß manche Templer überhaupt in Deutschland groß geworden sind,

— daß heimatvertriebene Juden in Palästina im Gesichtskreis der Templer auftauchten,

— daß man zum Beispiel englische Zeitungen frei lesen konnte (man hatte ja gute persönliche Beziehungen zu den Engländern und es wurde damals noch nicht Krieg geführt),

— daß 1932 in der »Warte« ab Nr. 4 eine ausführliche analytisch-kritische Deutung des NSDAP-Programms mit treffenden Prognosen zu lesen war, bedenkt man also alles dies, so fällt es schwer zu glauben, die »Weltfremdheit« unserer Altvorderen sei ein *wesentlicher* Faktor für die Hinwendung zum »Führer« gewesen.

Der Sog, der vom Regime ausging, erfaßte meines Erachtens Reichs- und Kolonien-deutsche gleichermaßen. Allenfalls waren Templer im Schnitt etwas schwärmerischer. Denn entscheidend für die Einschätzung des Dritten Reiches war nicht so sehr die Menge gesammelter Informationen, sondern das Wegschauen und Weghören immer dann, wenn sie zum bereits verinnerlichten Bild des Regimes nicht paßten. Und das hüben wie drüben.

Die Ursache muß demnach anderswo gesucht werden. Ein wichtiger Anfang ist mit den Beiträgen in der »Warte«-Beilage 2/95 gemacht.

3. Schließlich erscheint mir als wichtigster Aspekt: Der eingangs zitierte Satz hat mitnichten das Zeitliche gesegnet, wie man vermuten könnte, nachdem inzwischen an den *Grundzügen* der »Bewegung«, ihrer Zielsetzung und Durchführung wohl kein Zweifel mehr bestehen kann. Nein, ich höre ihn immer wieder. Verklau-suliert oder ganz offen. Auch in schwäbischem Dialekt. Auch in unseren Kreisen, in Deutschland und Australien. Wie läßt sich das verstehen?

Sicher nicht aus *einem* Punkt heraus. Die (Teil-)Befürworter des Reiches beziehen sich bei Nachfrage jedoch stets auf dieselben Hauptargumente: Hitler habe Deutschland wieder WELTGELTUNG verschafft, die ARBEITSLOSIGKEIT beseitigt, wieder ORDNUNG geschaffen. Außerdem habe er die AUTOBAHNEN erfunden. (Die angebliche JÜDISCHE WELTVERSCHWÖRUNG und die blutige Verfolgung der Juden, auch der Bibelforscher, der Sinti, der Sozialisten (SPD), Liberalen und anderer kann hier nicht erörtert werden.)

Die oben angegebenen Argumente möchte ich jedoch aus meiner Sicht kommentieren:

WELTGELTUNG wurde in den 30ern tatsächlich wieder erreicht. Und, subjektiv verständlich, als Tilgung der »Schmach von Versailles« erlebt. Der Wiederaufstieg Deutschlands *vor dem Krieg* wurde nicht unerheblich vom Ausland mit getragen. Das sich lange Zeit trotz vieler kritischer Stimmen in den eigenen Reihen ebenso täuschen ließ – und täuschen lassen wollte – wie das deutsche Volk. Da müssen sich alle an die Nase fassen, wir mehr, die anderen weniger.

Aber leider hat manches Ausland seinen Teil an dieser Mitverantwortung in den 30er Jahren nach dem Krieg geleugnet, stattdessen sie uns auch noch aufgepackt. Auf daß ein Märchen wahr werde: etwa das vom bösen Wolf und dem Rotkäppchen. Nichts reinigt die *eigene Sache* gründlicher, als abgrundtiefe Bösewichte ausfindig und dingfest zu machen.

Wenn also der Mythos von der Alleinschuld des deutschen Volkes am *Aufstieg Hitlers* im In- oder Ausland zuweilen immer noch geäußert wird, so wehre ich mich dagegen. Ich vergesse aber nie, daß es Adolf Hitler war, der das Copyright für dieses primitive Schwarz-Weiß-Denken bereits 1924 angemeldet hatte (»Mein Kampf«), um dieses Denkweise in deutschen Köpfen auf fatale Weise wirksam werden zu lassen.

Weltgeltung demnach: Ja. Aber auf wessen Kosten? Neben vielen anderen vor allem auf Kosten der Juden und der Russen und – auf Kosten des deutschen Volkes.

Mit der ARBEITSLOSIGKEIT haben zu jener Zeit alle westlichen Staaten kämpfen müssen. Diese Folge der Weltwirtschaftskrise wurde auch in den demokratischen Staaten – ohne einen Hitler – beseitigt, wenn auch langsamer. Im übrigen zeigte die Arbeitslosigkeit bereits vor Machtergreifung der Nationalsozialisten rückläufige Tendenz, die Wirtschaft steigende. Das relativ abrupte Beseitigen der sozialökonomischen Misere konnte in erster Linie durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen erreicht werden. Wobei mit Aufrüstung, Aufbau sozialer Organisationen und der vehementen Schubkraft nationaler Begeisterung Deutschland zu einer raschen wirtschaftlichen Blüte getrieben wurde (zu einer Scheinblüte, wie ich meine). Eine solide demokratische Regierung hätte das tendenziell auch geschafft. Nur langsamer und nicht so radikal, vermindert um den Effekt der massiven Aufrüstung und der vermutlich dann geringeren Motivation des Volkes.

Die vom Regime zweifelsfrei durchgesetzte innere und äußere ORDNUNG ging rasch und nahtlos in eine Sklavenordnung über. In der sich so mancher Volksgenosse wohligh einlebte. Meist ohne zu bemerken, daß er nach und nach seine Eigenständigkeit hingegeben hatte für den Traum von einer »gesunden«, harmonischen, vom Teufel (Juden) befreiten Familie. Einer »Volksgemeinschaft« mit einem gestrengen Vater an der Spitze, der es schon richten wird. Der für Sauberkeit und Ordnung sorgt und einem die geifernden Feinde vom Hals hält.

Die AUTOBAHNEN werden hier nur deshalb gestreift, weil sie häufig als einziges »Argument« übrig blieben, wenn ich gelegentlich fragte, was am Dritten Reich

denn so erfreulich gewesen sei. Ich glaube, die Autobahnen sind nur eine Metapher für eine traumselige Nostalgie mit einem positiven Erinnerungsmuster, das sich einer präzisen Beschreibung widersetzt, weil es sich eher um schwer vermittelbare Gefühle handelt und handelt. Tatsächlich wurden einige Autobahnen bereits vor Hitlers Machtergreifung gebaut, sind also nicht von ihm erfunden, wie es immer wieder heißt. Ihr Ausbau wurde jedoch von ihm stark gefördert. Wesentlich auch aus strategischen Erwägungen.

Faßt man die Vorkriegszeit unter dem Gesichtspunkt »Fortschritt für Deutsche« zusammen, so lassen sich durchaus deutliche Verbesserungen für viele »Volksgenossen« erkennen (allerdings, um das einzuflechten, bei weitem nicht so gewaltige wie in den entsprechenden sechs Jahren der Bundesrepublik seit der Währungsreform), die sich in einem inneren und äußeren Prestigege Gewinn für den Staat manifestierten. Letzterer auch unter Hebammenhilfe manchen Auslands.

Ich denke, meine Einschätzungen zu den genannten Punkten wird von manchen Tempelern nicht geteilt. Was hoffentlich zum Widerspruch anregt!

NACHWORT

Wenn der Nationalsozialismus zur Debatte steht, muß nach meinem Dafürhalten folgendes beachtet werden: Denjenigen, die *als Erwachsene* das Regime positiv erlebt haben, muß jede Einsicht furchtbar schwer fallen, die darauf hinausläuft, daß man abgrundtief betrogen worden ist, beziehungsweise selbst versagt haben könnte; in einer Zeit, die unter Umständen die erlebnisreichste, aktivste, eventuell aufopferungsvollste im eigenen Leben gewesen ist. Hier müssen wir Nachgeborenen uns hüten, in diese nachträgliche, selbstgerechte Besserwisseri zu verfallen, wie sie leider mancherorts üblich und unerträglich ist. Für mich bedeutet das: keine persönlichen Vorwürfe an Menschen, von denen ich selbst einer hätte sein können, ja, wahrscheinlich einer geworden wäre. Aber generell Hochachtung vor jedem, der den Mut hat, eine kritische Elle an bestimmte Lebensphasen anzulegen, auch wenn dies schmerzhaft sein kann. Er/sie trägt dann als Zeitzeuge zur Klärung dessen, was gewesen ist, authentisch bei.

Ein Wort zu den etwa 65jährigen, also meiner Altersgruppe, und den jüngeren: Sie haben den Bonus des Erlebten und Erlittenen nicht. Sie müssen schon gute Gründe haben, wenn sie sich braune oder bräunliche Zeiten herbeiwünschen. Es wäre jedoch gut, diese kennenzulernen. Mit dem Ziel eines offenen, keinesfalls diffamierenden Gesprächs.

Im übrigen dient die von Brigitte Hoffmann angeregte Diskussion meines Erachtens dazu, auch anhand von Fragen ans Gestern, den heutigen und zukünftigen Standort der Tempelgesellschaft zu präzisieren, der sich aus Jesu Aufforderung ableiten muß: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.«

Dr. Erwin Weller, Murnau